

### Robert K. Merton (1910-2003)

Coser, Lewis A.; Fleck, Christian

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

**Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:**

SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Coser, L. A., & Fleck, C. (2007). Robert K. Merton (1910-2003). In D. Kaesler (Hrsg.), *Klassiker der Soziologie. Bd. 2, Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens* (5., überarb., akt. u. erw. Aufl.) (S. 152-179). München: Beck. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-234595>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

#### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

# Klassiker der Soziologie

Band II

Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens

5., überarbeitete, aktualisierte und erweiterte Auflage

*Herausgegeben von  
Dirk Kaesler*

Von Auguste Comte, dem „Gründervater“ der Soziologie, bis zu Englands Soziologiestar Anthony Giddens stellen die „Klassiker der Soziologie“ in zwei Bänden Leben, Werk und Wirkung der großen Soziologen dar. Ausgewiesene Sachkenner eröffnen mit diesen Porträts einen vorzüglichen Einblick in die Geschichte und die wichtigsten theoretischen Konzepte der Soziologie.

*Dirk Kaesler* lehrt als Professor für Allgemeine Soziologie in Marburg.

Verlag C.H.Beck

1. Auflage. 1999  
 2., durchgesehene Auflage. 2000  
 3. Auflage. 2002  
 4. Auflage. 2003

#### Originalausgabe

- 5., überarbeitete, aktualisierte und erweiterte Auflage. 2007  
 © Verlag C. H. Beck oHG, München 1999  
 Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
 Umschlagabbildungen: v. l. n. r.: Talcott Parsons  
 (Süddeutscher Verlag – Bilderdienst)  
 Jürgen Habermas (picturealliance),  
 Anthony Giddens (akg-images).  
 Umschlagentwurf: +malsy, Willich  
 Printed in Germany  
 ISBN 978 3 406 42089 4

[www.beck.de](http://www.beck.de)

#### Inhalt

<i>Klaus Allerbeck</i> : Paul F. Lazarsfeld (1901–1976) . . . . .	7
<i>Richard Münch</i> : Talcott Parsons (1902–1979) . . . . .	24
<i>Stefan Müller-Doohm</i> : Theodor W. Adorno (1903–1969) . . . . .	51
<i>Karl-Siegbert Rehberg</i> : Hans Freyer (1887–1969) . . . . .	72
Arnold Gehlen (1904–1976) . . . . .	78
Helmut Schelsky (1912–1984) . . . . .	85
<i>Joachim Stark</i> : Raymond Aron (1905–1983) . . . . .	105
<i>Karl-Dieter Opp</i> und <i>Reinhard Wippler</i> : George Caspar Homans (1910–1989) . . . . .	130
<i>Lewis A. Coser</i> und <i>Christian Fleck</i> : Robert K. Merton (1910– 2003) . . . . .	152
<i>Andreas Hess</i> : C. Wright Mills (1916–1962) . . . . .	180
<i>Robert Hettlage</i> : Erving Goffman (1922–1982) . . . . .	197
<i>Norman Braun</i> : James S. Coleman (1926–1995) . . . . .	216
<i>Rudolf Stichweh</i> : Niklas Luhmann (1927–1998) . . . . .	240
<i>Axel Honneth</i> : Jürgen Habermas . . . . .	265
<i>Cornelia Bohn</i> und <i>Alois Hahn</i> : Pierre Bourdieu (1930–2002) . . . . .	289
<i>Andreas Reckwitz</i> : Anthony Giddens . . . . .	311
Autorinnen und Autoren . . . . .	338
Personenregister . . . . .	341
Sachregister . . . . .	345

Robert K. Merton<sup>1</sup>  
(1910–2003)

Robert K. Merton und sein einstiger Lehrer Talcott Parsons gelten als die beiden bedeutendsten amerikanischen Soziologen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dabei war ihr familiärer Hintergrund sehr unterschiedlich: Parsons' Vater war der geistliche Präsident eines protestantischen Colleges im Mittleren Westen der Vereinigten Staaten. Merton wurde am 5. Juli 1910 in Philadelphia im Bundesstaat Pennsylvania als Sohn osteuropäischer jüdischer Immigranten in einer Arbeitersiedlung geboren. Mertons Vater wechselte sein Leben lang zwischen der unteren Mittelschicht und der Arbeiterklasse: Mal betrieb er einen kleinen Milchladen, dann wieder arbeitete er als Tischlergehilfe auf einer Werft in Philadelphia. Der heranwachsende Parsons fand leichten Zugang zu erstklassigen Bildungseinrichtungen, der junge Merton hingegen erreichte die *Harvard University* nur durch eine Reihe glücklicher Zufälle.

Es begann damit, daß Mertons Familie in der Nähe einer jener zahlreichen öffentlichen Büchereien wohnte, die der Industriemagnat und Börsenspekulant Andrew Carnegie gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte errichten lassen. Von seinem fünften Lebensjahr an bis zum Beginn seines Universitätsstudiums wurde diese Bücherei zu Mertons „Privatbibliothek“. Die Bibliothekare, beeindruckt vom Lerneifer des Jungen, wurden seine inoffiziellen Tutoren und machten ihn mit den Reichtümern der Kultur vertraut. Ohne sie hätte Merton niemals jene intellektuellen Höhen erreicht, die es auf den folgenden Seiten zu beschreiben gilt. Doch die Bibliothek blieb nicht das einzig Prägende seiner Jugend: Durch einen weiteren glücklichen Zufall ergab es sich, daß ein Nachbar, Charles Hopkins, sich in Mertons Schwester verliebte und diese später auch zur Frau nahm. „Hop“, wie sie ihn nannten, wurde für Merton zum Ersatzvater und zum intellektuellen Ratgeber. Er führte ihn an die Vielfalt der amerikanischen Kultur heran, die sein Vater als Immigrant ihm nicht hätte vermitteln können.

Außerdem war „Hop“ ein begeisterter Zauberkünstler. Der ju-

gendliche Merton war fasziniert und eiferte ihm nach: Unter „Hops“ Anleitung erlernte er das Zauberhandwerk und führte seine Tricks vor einem aufmerksamen Publikum von Gleichaltrigen und Jüngeren vor. Allerdings klang ihm sein Geburtsname, Meyer R. Schkolnick, nicht romantisch genug für einen Nachfolger des großen amerikanischen Zaubersteigers Harry Houdini (1874–1926). So nannte er sich zuerst Robert King Merlin, nach dem Helden aus König Artus' Tafelrunde, später dann Robert King Merton. Er ließ sich Visitenkarten mit seinem Künstlernamen drucken, deren Unterzeile „*enchanted mysteries*“. Als allmählich auch seine Freunde ihn nur noch Merton nannten, entschloß er sich, seinen Namen ganz offiziell zu ändern. Und obwohl er als *graduate student* in Harvard die Zauberkunst aufgab, halten einige von uns ihn noch heute für einen Magier, der seine Kunststücke vor der soziologischen Gemeinschaft aufführte.

Nach der Zeit, die er an der *High School* und in der Carnegie-Bücherei, seiner zweiten „Schule“, verbrachte, nahm Merton ein akademisches Studium auf, zuerst an der *Temple University*, die von Russell Herman Conwell, einem Baptistenpfarrer, für „the poor boys and girls of Philadelphia“ gegründet worden war. Auch hier ließ ihn das Glück auf einen intellektuellen Mentor treffen, der ihm den weiteren Weg wies. Aus Neugierde belegte er einen Kurs, der von einem jungen Dozenten für Soziologie, George E. Simpson, angeboten wurde. Simpson arbeitete zu jener Zeit an seiner Dissertation über *The Negro in the Philadelphia Press*. Er mochte seinen jungen Studenten vom ersten Moment an und machte ihn zu seinem Forschungsassistenten. Später sagte Merton über diese Zeit: „Jene Forschungserfahrung besiegelte meine Entscheidung, mich auf das exotische und unbekannte Feld der Soziologie zu begeben“ (Merton 1994, S. 10; Merton 1996, S. 348). Simpson führte seinen jungen Assistenten in die Arbeiten früherer und zeitgenössischer Soziologen ein und nahm ihn zu Tagungen mit, wo er den damaligen Größen des Faches begegnete.

Auf einem dieser Treffen lernte er Pitirim Sorokin kennen, den Direktor des neugegründeten *Department of Sociology* in Harvard. Merton war von Sorokin so beeindruckt, daß er sich um einen Studienplatz an der *Harvard University* bewarb. Nachdem er angenommen worden war, arbeitete er zuerst eng mit Sorokin zusammen und half diesem bei seinen Forschungsprojekten. Kurze



Zeit später veröffentlichte er mit seinem Mentor zusammen einen bedeutenden Artikel über die soziale Zeit im *American Journal of Sociology* (Merton/Sorokin 1937). Doch Mertons Anhänglichkeit an Sorokin wurde schwächer, als er einem jungen und noch nicht ganz so bekannten Mitglied der Fakultät begegnete: Talcott Parsons.

Aus Platzgründen werde ich hier nicht im einzelnen auf die anderen Mitglieder des Lehrkörpers in Harvard eingehen, welche Merton in jener Zeit beeinflussten. Erwähnen möchte ich einzig, daß der Wirtschaftshistoriker E. F. Gay, der große Wissenschaftshistoriker George Sarton und der Biochemiker und Soziologe Joseph L. Henderson wichtig für ihn waren. Die Spuren dieser Gelehrten kann man in vielen von Mertons Veröffentlichungen finden, am ehesten jedoch in seiner Dissertation und anderen frühen Werken.

Fragt man nach der Bedeutung früherer Soziologen für Merton, so steht das Werk Emile Durkheims ganz oben an. Mertons erster veröffentlichter Aufsatz befaßt sich mit dem Werk Durkheims (Merton 1934). Doch auch der Bezug auf Karl Marx ist deutlich und besonders in Mertons frühen Arbeiten sichtbar. Max Webers Einfluß tritt am deutlichsten in Mertons Dissertation hervor, doch er wird in den späteren Arbeiten wesentlich schwächer. Georg Simmel war für Mertons Arbeit hauptsächlich in den 1950er Jahren und danach wichtig. Aus Platzgründen muß auch hier auf eine ausführliche Behandlung verzichtet werden. Im folgenden werde ich mich darauf beschränken, die komplizierten und nicht immer klar zutage tretenden intellektuellen Beziehungen zwischen dem Werk von Parsons und dem seines einstigen Schülers Merton zu untersuchen.

Zur selben Zeit, als Merton in Harvard studierte, arbeitete Parsons an jenem Buch, das später einen nachhaltigen Einfluß auf die Theoriebildung nicht nur der amerikanischen, sondern auch der Soziologie der gesamten Welt ausüben sollte: *The Structure of Social Action*<sup>2</sup>. Dieses Buch, über das Parsons auch Vorlesungen abhielt, beanspruchte, das gesamte Erbe der europäischen soziologischen Theorieproduktion seit Auguste Comte zu sichten und auf der Grundlage ihrer brauchbaren Teile ein imposantes Theoriegebäude aufzubauen. Damit sollte ein neuartiger theoretischer Ansatz begründet werden, der später als „Funktionalismus“ oder

„Strukturfunktionalismus“ bezeichnet wurde. Genauer gesagt, Parsons war bestrebt, durch eine kreative Synthese insbesondere der Vorarbeiten von Emile Durkheim, Max Weber und Vilfredo Pareto eine „voluntaristische Theorie des sozialen Handelns“ zu entwickeln. Er analysierte kritisch die Traditionen von Idealismus, Utilitarismus und Positivismus und hob diejenigen Aspekte hervor, die er als Beitrag zu seinem neuen, synthetischen Ansatz der soziologischen Theorie nutzen konnte. Bestrebt, die charakteristischen Grundmerkmale allen menschlichen Handelns hervorzuheben, entwickelte Parsons in *The Structure of Social Action* eine Reihe abstrakter analytischer Konzepte, die er später in einer langen Serie von Arbeiten vertiefte. Sein Anliegen war es, spätere Wissenschaftler theoretisch anzuleiten und sie davor zu bewahren, sich im Meer der empirischen Datenmengen zu verlieren. Daher schien es ihm als notwendig, die wichtigsten und systematischen Merkmale des sozialen Handelns hervorzuheben.

Robert K. Merton, der eigentlich wegen Sorokin nach Harvard gekommen war und diesem nahestand, wandte sich nun Parsons zu und wurde zum Mitglied der gerade entstehenden Schule des Funktionalismus. Ein aufmerksamer Beobachter hätte allerdings schon damals nicht unwichtige Unterschiede der Denkweisen von Parsons und Merton bemerken können. Parsons arbeitete in seinem sich entwickelnden Werk ein immer komplizierteres soziologisches System aus, von dem er annahm, daß es allen menschlichen Handlungen zugrunde liege. Seine byzantinische Theorie sollte die Gesamtheit des menschlichen Verhaltens erklären. Merton dagegen spürte nicht den geringsten Anreiz, in solch vieldeutiger und hochtrabender Begrifflichkeit zu denken. Die Soziologie, so meinte er, sei ein sehr junges Denksystem, noch nicht reif für den Auftritt eines Isaac Newton oder Johannes Kepler. Es sei zwar wichtig, daß Parsons auf die Irrtümer eines theoretisch unwissenden Empirismus hinweise, doch verleite er seine Schüler dazu, sich auf die verfrühte und aussichtslose Suche nach dem Heiligen Gral des 20. Jahrhunderts zu machen.

Aber wir greifen unserer Geschichte voraus, einige Einzelheiten zu Mertons Karriere nach der Zeit in Harvard sind noch nachzutragen. Seine erste Universitätsstelle bekam er an der *Tulane University* in New Orleans, wo er von 1939 bis 1941 lehrte. Dabei ist bemerkenswert, daß der frischgebackene *Ph.D.* der

Harvard University gleich als *Associate Professor* angestellt wurde und schon sehr bald zum *Full Professor* avancierte. Obwohl die *Tulane University* ihn auch noch zum Direktor des *Department of Sociology* ernannt hatte, nahm Merton aber bald ein Angebot der *Columbia University* in New York an, ihn als *Assistant Professor* anzustellen. Der Wechsel an eine der führenden Universitäten des Landes und an ein überaus namhaftes *Department* machte es ihm leicht, die positionale Rückstufung zu verschmerzen. In den folgenden Jahrzehnten war die Karriere Mertons ebenso eng mit der *Columbia University* verbunden wie die von Parsons mit der *Harvard University*. Er arbeitete mit einer Vielzahl von Kollegen in *Columbia* zusammen, so u.a. mit Robert Lynd, Kingsley Davis und William J. Goode. Paul F. Lazarsfeld wurde für sehr viele Jahre – bis zu seinem Tode 1976 – ein enger Mitarbeiter und intellektueller Gefährte Mertons.

Zum Beginn ihrer beider Karrieren hätte wohl niemand vorausgesehen, wie nahe sich Merton und Lazarsfeld später stehen sollten. Lazarsfeld, gerade aus Wien nach New York gekommen, sah sich selbst als rein empirischen Forscher. Als früherer Gymnasiallehrer für Mathematik und nunmehr an der Statistik orientierter Wissenschaftler hegte er kein besonderes Interesse an soziologischer Theorie. Tatsächlich verwies er seine Studenten, wenn es um theoretische Probleme ging, regelmäßig an Merton, obwohl er keineswegs so wenig von Theorie verstand, wie er vorgab. Jedenfalls deutete 1941, als Merton an die *Columbia University* kam, nichts darauf hin, daß Lazarsfeld, der empirische Studien zum Konsum- und Wahlverhalten sowie zur Wirkung von Radiosendungen anstellte, zum treuen Weggefährten des einstigen Schülers von Talcott Parsons werden würde.

Jemandem, der sich strikt am Modell der *grand theory* von Parsons orientiert hätte, wäre es tatsächlich schwergefallen, Gemeinsamkeiten mit dem Flüchtling aus Wien zu entdecken. Doch auch wenn Merton sehr viel von Parsons gelernt hatte, er eiferte ihm nie darin nach, allumfassende Großtheorien zu konstruieren. Sein Bestreben war es, *middle range theories* zu entwickeln, „Theorien mittlerer Reichweite“, die nicht das ganze Panorama menschlichen Handelns und all seiner Widersprüche erhellen sollten, sondern klar abgegrenzte Aspekte der sozialen Realität. Auf dieser Basis fanden Merton, der problemorientierte Theoretiker, und

Lazarsfeld, der problemorientierte Empiriker, zusammen und wurden unzertrennliche Kollegen und Freunde.

Merton hat ein konsistentes Denksystem geschaffen, das in einem Dutzend eigener Bücher, einem weiteren Dutzend von ihm (mit)herausgegebenen Bänden und in etwa 300 Artikeln und Rezensionen niedergelegt ist. Ohne jeden Zweifel zählt er zu den produktivsten Gelehrten der gegenwärtigen Soziologie. Doch er hat immer der Versuchung widerstanden, eines jener unlesbaren Kompendien zu produzieren, die die Bibliotheksregale füllen, ohne je eine Leserschaft zu finden.

Allerdings hielt Merton, auch wenn er den großen Entwurf von Parsons zurückwies, an einer umfassenden theoretischen Vorstellung fest. Im Mittelpunkt stehen für ihn Akteure, deren Handlungen motiviert und deren Handlungspfade und Entscheidungssequenzen weitestgehend, niemals jedoch in vollem Umfang, von ihren jeweiligen Positionen in der Sozialstruktur erzwungen sind. Wie schon Karl Marx so klar gesehen hat, können die Menschen nicht so handeln, wie es ihnen beliebt, da die soziale Position, die sie einnehmen, Zwänge mit sich bringt. Diese Zwänge sind in Mustern und Institutionen organisiert und reichen von relativ lockeren Einschränkungen bis zu strengen Vorschriften. Der größte Teil der wissenschaftlichen Arbeit von Merton beschäftigt sich mit der Erklärung der strukturellen Variationen, von denen jene Muster der Entscheidungen von motivierten Akteuren bestimmt werden. Seine scheinbar grundverschiedenen Beiträge, seien es die Arbeiten zur Anomie, zur Wissenschaftssoziologie oder zur Funktion von politischen Institutionen und Bezugsgruppen, müssen alle in dieser Perspektive gesehen werden. Merton zielte zwar nicht auf eine universale Großtheorie für die Soziologie ab, lehrte aber seine Studenten, sich einer Vielfalt von Themen aus der Perspektive eines einheitlichen theoretischen Ansatzes zu nähern.

Merton lehnte nicht nur Parsons' allumfassendes System ab, er brachte auch wesentliche Einwände gegen die allgemeinen Annahmen des Parsonsschen Funktionalismus vor. Vor allem bestritt er die Voraussetzung aller funktionalistischen Theorien, die wohl am deutlichsten im Werk von Bronislaw Malinowski und dessen britischen Schülern hervortritt, nämlich daß die beste aller Welten eine funktional vollkommen integrierte Welt sei. Dies führt weiter zu der Annahme einer funktionalen Harmonie der Gesellschaft,

eines sozialen Körpers ohne funktionslose Bestandteile, gewissermaßen eines menschlichen Körpers ohne Blinddarm. Im klaren Gegensatz dazu bestimmte Merton sowohl Funktionen wie auch Dysfunktionen und griff damit die konservative Auffassung an, daß jedweder Teil des sozialen Körpers gleich bedeutsam für dessen „gesundes“ Funktionieren sei. Von noch größerer Bedeutung als der Begriff der „Dysfunktion“ ist die damit verwandte Idee der „funktionalen Äquivalenz“. Merton hält es für ein nicht zu rechtfertigendes konservatives Vorurteil, anzunehmen, daß es keine funktionale Äquivalenz zu einem gegebenen, sozialen und kulturellen Muster gebe. Selbst wenn ein an die Scheunentür genageltes Hufeisen einem Bauern das Gefühl gibt, vor Feuerschäden gefeit zu sein, so könnte doch eine Brandversicherung wesentlich mehr zu seiner Beruhigung beitragen.

Merton machte die funktionale Analyse mittlerer Reichweite zu einem flexiblen Instrument, mit dessen Hilfe die strukturellen Ursachen von Unordnung wie von Ordnung, von sozio-kulturellen Unterschieden und Widersprüchen, von zentralen wie von abweichenden Werten in einem gegebenen sozialen Ganzen herausgearbeitet werden können. Gesellschaften weisen immer innere Unstimmigkeiten auf, und es gibt immer Bestrebungen, diese zu eliminieren oder abzuschwächen. Auf diesem Nährboden wachsen Reformen und Veränderungen. Für Merton sind soziale Akteure immer Ambivalenzen, Ungewißheiten und konfligierenden Erwartungen und Entscheidungszwängen ausgesetzt.

Um hier nicht auf wenigen Seiten eine katalogähnliche Aufstellung der wichtigsten Beiträge Mertons zu geben, sollen im folgenden einige Beispiele seiner analytischen Fertigkeiten angeführt werden. Sie sind größtenteils seiner zentral wichtigen Aufsatzsammlung *Social Theory and Social Structure* entnommen (Merton 1968).

Wesentlich für die Vorstellungen Mertons ist der Gedanke, daß handelnde Individuen immer in sozialen Strukturen verortet sind und in einer Vielfalt sozialer Beziehungen stehen. Soziale Strukturen wiederum setzen sich aus einer Vielzahl sozialer Statuspositionen zusammen, die ihren Inhabern bestimmte soziale Rollen auferlegen. Allerdings interagieren die Inhaber einer bestimmten Statusposition nicht nur mit einem, sondern mit einer großen Vielzahl von Rollenpartnern. Zugleich hat eine bestimmte Person

nicht nur eine Statusposition inne, sondern stets mehrere. Menschen, die in soziale Strukturen eingebunden sind, verfügen also sowohl über ein „Status-Set“ als auch über ein „Rollen-Set“.

Ein einziges Beispiel muß genügen, um diese grundlegende Komponente des Mertonschen Analyseschemas zu verdeutlichen: Ein Mann, der Kinder unterrichtet, hat den Status des Schullehrers inne. Daneben kann er auch Vater sein, Ehemann, Wähler der Demokratischen Partei, Mitglied der Lehrergewerkschaft, Tennismeister usw. Mit anderen Worten: er verfügt über eine Vielzahl von Positionen innerhalb der sozialen Struktur, und es wäre ein kapitaler analytischer Fehler, wollte man versuchen, sein Verhalten nur in bezug auf eine dieser Statuspositionen zu verstehen. Dies wäre allein deswegen falsch, weil nicht alle von ihm besetzten Statuspositionen ohne weiteres miteinander vereinbar sein müssen. Gewerkschaftsmitglied zu sein kann zur Position eines konformistischen Mitglieds der Lehrerschaft im Widerspruch stehen. Ein guter Ehemann zu sein dürfte nicht immer leicht mit der Position eines guten Arztes oder Anwalts vereinbar sein. Die Tatsache, daß wir alle eine Mehrzahl von Statuspositionen innehaben, hat zur Konsequenz, daß wir auch eine Vielzahl von Rollen spielen müssen. Die Vielfältigkeit unserer „Status-Sets“ bringt die gleiche Vielfältigkeit in unseren Rollen-Sets mit sich. Und wenn dies so ist, dann ist es nur logisch, daß es auch Konflikte zwischen verschiedenen Rollen und Statuspositionen geben wird. Konflikte sind eher der Normalfall als die Ausnahme, und jedes Sozialsystem sieht Möglichkeiten ihrer Begrenzung oder Abschwächung vor. Sie können beispielsweise durch zeitliche Arrangements geregelt werden, so daß jemand werktags Schullehrer und sonntags Kirchgänger ist. Oder jemand ist tagsüber Lastkraftfahrer und abends ein wundervoller Ehemann, während ein anderer nachts Karten spielt und tagsüber arbeitet.

Nicht alle Konflikte zwischen Rollenpartnern oder Inhabern verschiedener Statuspositionen können durch zeitliche Anpassung geklärt werden. Was Schüler von ihren Lehrern erwarten, kann sich erheblich von den Erwartungen der Eltern oder denen der Schulleitung unterscheiden. Einige dieser miteinander konfligierenden Erwartungen können ausgeschaltet oder wenigstens durch eine Vielzahl von institutionalisierten Anpassungsmechanismen abgeschwächt werden. Andere wiederum sind vermutlich allein



durch sozialen Wandel und strukturellen Umbau zu lösen. Wenn zwischen den Erwartungen der Schulleitungen und den beruflichen Rechten der Lehrer größere Diskrepanzen entstehen, dann baut die Lehrgewerkschaft ein institutionalisiertes Gegengewicht zu den Entscheidungsbefugnissen der Direktoren auf. Wenn Ehemänner an ihre Ehefrauen Ansprüche stellen, die diese als überzogen empfinden, dann kann derartig ungleichgewichtigen Statuserwartungen und Rollenkonflikten durch Eheberatungsstellen und – in letzter Konsequenz – durch Scheidungsanträge abgeholfen werden.

Mertons Analyse sozialer Beziehungen, wie sie eben skizziert wurde, kompliziert sich zusätzlich durch die Tatsache, daß einzelne Handelnde nicht nur von jenen sozialen Gruppen beeinflusst sind, denen sie angehören, sondern zudem von ihren jeweiligen *reference groups*, den „Bezugsgruppen“, in denen sie gerne Mitglied werden wollen oder die sie wertschätzen. Wer eine große Bewunderung für Nobelpreisträger hegt, kann versuchen, diesen Menschen nachzueifern, und kann sie für sich zum *role model*, zum „Rollen Vorbild“, machen, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, selbst einmal Nobelpreisträger zu werden.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß ein gewisses Maß an Konsens zwischen den verschiedenen Rollen- und Statusinhabern in der Tat für das Funktionieren einer gegebenen sozialen Struktur unabdingbar ist. Trotzdem ist Dissens gerade in bezug auf normative Erwartungen kein pathologisches Phänomen, er gehört vielmehr zur *conditio humana*. Solcher Dissens kann, muß aber nicht, durch geeignete Mechanismen abgeschwächt werden.

Im Zentrum des Mertonschen Menschenbildes steht der Begriff der *choice*, der Wahl. Die sozialen Kräfte, denen der Mensch ausgesetzt ist, bestimmen ihn nicht vollständig, trotzdem sind seine Ziele und Handlungen eher gesellschaftlich strukturiert als vom Zufall oder von der Biologie bestimmt. Menschen, die an unterschiedlichen Stellen einer sozialen Struktur plziert sind, werden eher solche Wahlen treffen, die ihnen ihre jeweilige soziale Verortung nahelegt. Sowohl ihre alltäglichen Handlungen als auch ihre langfristigen Pläne sind dabei weitestgehend geprägt von ihrer objektiven Lage und von ihrer Wahrnehmung der Situation.

Gibt es zum Beispiel eine plötzliche Konjunkturkrise, so kann es passieren, daß viele Angehörige der Mittelschichten in den

Ruin getrieben werden, wenn die Bank, der sie ihre Einlagen anvertraut haben, plötzlich bankrott macht. Ein solcher Zusammenbruch kann objektive, finanzielle Gründe haben; er kann aber auch aufgrund des bloßen Gerüchtes einer drohenden Zahlungsunfähigkeit eintreten, das viele Anleger dazu bewegt, ihre Einlagen zurückzuziehen, obwohl die Bank noch in vollem Umfang zahlungsfähig ist. Es ist allerdings genauso möglich, daß zu der sozialen Struktur eines Landes auch eine Gesetzgebung gehört, die solcherart entstandene Verluste durch Versicherungen kompensiert, so daß die einzelnen Anleger überhaupt keinen Schaden erleiden würden.

Menschen, die in einer sozialen Struktur unterschiedlich verortet sind, erleiden unterschiedliche Schicksale und treffen auf unterschiedliche Wahlmöglichkeiten, die ihre gegenwärtigen und zukünftigen Lebenschancen bestimmen. Ein schwarzes Kind in einer rassistischen Gesellschaft hat kaum eine Chance auf eine gute Elementar- und Sekundärbildung. Dadurch reduziert sich die Chance, daß es von einer guten Universität angenommen wird, auf ein Minimum, während sich die Wahrscheinlichkeit, daß es in einem unqualifizierten Beruf arbeiten wird, um ein Vielfaches erhöht. Und im Vergleich mit denjenigen seiner Altersgenossen, die unter einem günstigeren Stern geboren wurden, wird es eher in kriminelle Handlungen verwickelt werden, wenn ihm ein normales Fortkommen verwehrt bleibt.

Mertons Essay *Social Structure and Anomie* von 1938, ebenfalls aufgenommen im Sammelband *Social Theory and Social Structure* (Merton 1968, S. 185–214), ist sein vielleicht berühmtestes Werkstück und eignet sich vorzüglich, seine charakteristische Analysemethode und den Stil seines soziologischen Denkens zu veranschaulichen. Dieser Essay resultiert aus der Erfahrung der großen Wirtschaftskrise, als die vorher fest verankerten Werte und Normen der nordamerikanischen Gesellschaft ins Wanken gerieten und eine allgemeine Erosion des normativen Gerüsts der Gesellschaft eintrat. Als Merton sich mit dieser Entwicklung beschäftigte, wandte er sich zuerst den Arbeiten Durkheims zu und dessen Begriff der „Anomie“. In Durkheims Verwendung war das ein eher konservativer Begriff, mit dem die Probleme der zeitgenössischen Welt in erster Linie auf den Zusammenbruch der normativen Zwänge zurückgeführt wurden. Dieser ginge einher mit dem

Zusammenbruch der Barrieren zivilisierten Verhaltens, die normalerweise die animalischen Instinkte im Menschen unterdrücken. Etwas vereinfachend kann man Durkheims Vorstellungen mit der Situation vergleichen, wenn in einem sportlichen Wettkampf die Teilnehmer sich nicht mehr an die Spielregeln halten, sondern alle möglichen Mittel einsetzen, um zu gewinnen. „Anomie“ muß nach Durkheim zu einer Hobbesschen Situation führen, einem Krieg aller gegen alle und somit zu einem Zusammenbruch von Gesellschaft und menschlicher Eintracht.

Merton übernahm nun Durkheims Begriff der Anomie, gab ihm jedoch eine eher progressive Bedeutung. Sein Argument war, daß es vielfältige Formen individueller Anpassung an gesellschaftliche Krisen und Zusammenbrüche gebe. Er zögerte daher, sein Schema auf alle existierenden Gesellschaften zu beziehen, sondern beschied sich damit, es auf die Krise seiner eigenen Gesellschaft anzuwenden.

Das Ethos der nordamerikanischen Gesellschaft war weitgehend bestimmt vom Ethos individuellen Erfolgs. Zwar war den Menschen klar, daß nicht alle auf der Erfolgsleiter ganz oben stehen können, doch schauten sie bewundernd und in gewissem Maße neidisch auf all jene, die es „geschafft“ hatten – und denen sie irgendwann einmal nacheifern wollten. Als nun aber während der großen Depression alles Erfolgsstreben aussichtslos und selbst den Fleißigsten der Aufstieg verwehrt schien, ließen viele Menschen die normativ anerkannten Verhaltensmaßregeln hinter sich. Natürlich gab es welche, die sich weiterhin der etablierten institutionalisierten Mittel bedienten, um die allgemein anerkannten Ziele zu erreichen, doch andere, die sich an den gleichen Zielen orientierten, ersannen neuartige, nicht anerkannte und teilweise kriminelle Mittel, um zum Erfolg zu gelangen. Es gab Menschen, die sich ritualistisch an die früheren Mittel klammerten, wohingegen andere alle Hoffnungen fahren ließen. Und es gab jene, die gegen die Gesellschaft rebellierten oder sich aus ihr zurückzogen und sowohl ihre Ziele als auch die Mittel, diese zu erreichen, aufgaben.

Der analytische Reiz des Mertonschen Schemas besteht nun darin, daß es sowohl die Wirkung sozialstruktureller Faktoren wie auch die Wirkung individueller Anpassung an strukturelle Verwerfungen erfaßt. Für Merton resultiert Anomie gleichermaßen aus Störungen der sozialen Muster, beispielsweise der

Blockade jeglichen Erfolgsstrebens, wie aus dem Auftreten von abweichenden Reaktionen auf gesellschaftliche Zwänge. Dieses neuartige Konzept erlaubte es seinem Autor, Phänomene zu verstehen, die das Schema Durkheims nicht erfaßte. Auch ein „Krimineller“ wurde danach als jemand begriffen, der sich den allgemein anerkannten Erfolgszielen unterwarf. Er lehnte einzig die normativ akzeptierten Mittel, sie zu erreichen, ab. Ein „Bürokrat“ dagegen stellte sich nach jenem Konzept als jemand dar, der ritualistisch an seinen Mitteln hing, aber die Ziele längst vergessen hatte.<sup>3</sup> *Summa summarum*: Merton konnte in seinem schön aufgebauten Essay anhand eines theoretisch und empirisch aufgearbeiteten Falles die wechselseitigen Auswirkungen von individuellem Handeln und sozialen Zwängen aufzeigen, die bis heute das soziologische Denken so oft in Verwirrung stürzen. Es gelang ihm zu erklären, warum die Anomie ihren Nährboden gerade bei jenen Menschen findet, deren gesellschaftliche Position sie eigentlich dazu prädestiniert, nach Erfolg zu streben. Wenn ihre soziale Lage sie daran hindert, ihre gesellschaftlich anerkannten Ziele mit anerkannten Mitteln zu erreichen, machen sie disproportional oft von gesellschaftlich nicht anerkannten Mitteln Gebrauch.

War das Konzept der Anomie bei Durkheim, der den Zusammenbruch der begrenzenden Werte hervorhob, konservativ gewendet, so verweist die Theorie Mertons eher auf die mangelnden Chancen derjenigen, die durch ihre Position in der sozialen Struktur benachteiligt sind. Sein Anomie-Konzept betont deshalb auch die Notwendigkeit einer progressiven oder liberalen Politik, die die Chancen der Menschen erhöht, auf legitimum Wege sozial aufzusteigen.

Dem Sohn eines aus Sizilien in die USA immigrierten Steinbauers ist es durch seine soziale Position verwehrt, einen Bildungsstand zu erreichen, der ihm den Zugang zu Positionen ermöglichen würde, die anderen Mitgliedern der amerikanischen Gesellschaft offenstehen. Das hat herzlich wenig mit seiner angeborenen meßbaren Intelligenz zu tun, sondern ist weitestgehend auf die Tatsache zurückzuführen, daß er in einer sozialen und kulturellen Umgebung aufwächst, die ihm kaum eine Chance zum sozialen Aufstieg bietet. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß er es zum Absolventen der *Harvard University* bringen wird. Wenn der soziale Aufstieg in dieser Weise blockiert ist, wird der Sohn



eher ein Leben wie das seines Vaters führen oder er wird versuchen, unter Anwendung gesellschaftlich nicht anerkannter, krimineller Mittel die gesellschaftlich anerkannten Erfolgsziele zu erreichen. Es mag sein, daß es auch unter den Harvard-Absolventen zukünftige *white collar*-Kriminelle gibt, aber auf jeden Fall sind es eher sizilianische Immigranten, die den personellen Nachwuchs der Mafia stellen.

Eine der Schwierigkeiten, die einem bei der Auseinandersetzung mit den Arbeiten Mertons begegnen, resultiert aus der Tatsache, daß viele seiner Begriffe und Konzepte heute zum allgemeinen Bestand des soziologischen Denkens gehören und ihre ursprüngliche Herkunft allmählich in Vergessenheit gerät. Merton selbst sprach von *obliteration by incorporation*, von „Auslöschung durch Einverleibung“. Viele soziologische Konzepte, wie beispielsweise das der *self-fulfilling prophecy* (der sich selbst erfüllenden Voraussage), des Phänomens der *serendipity* (der Tatsache, daß auch unvorhergesehene, zufällige und anomale Daten zum Erkenntnisfortschritt der Wissenschaft beitragen können), des *Matthew Effect* (der soziologischen Tatsache, daß denjenigen, deren Reputation und soziale Position eher hoch sind, auch und deswegen mehr gegeben wird), die heute allgemeingängig sind, wurden entweder von Merton entwickelt oder von ihm der drohenden Vergessenheit entrissen. Sie alle sind heute Teil des Lehrbuchwissens, das nachwachsenden Soziologinnen und Soziologen vermittelt wird, ohne daß sie erfahren, wo diese Konzepte ihren Ursprung haben. Auf einige möchte ich daher im folgenden beispielhaft eingehen.

Der Mertonsche Terminus *unanticipated consequences*, „unbeabsichtigte Nebenfolgen“, verweist auf eine Vielzahl soziologischer Phänomene, die von einzelnen Akteuren oder von Gruppen erzeugt werden, wenn sie ihre selbstgesteckten Ziele verfolgen, dabei aber unbeabsichtigt Dinge in Gang setzen, von denen sie nichts ahnten und die sie auch nicht für wünschenswert gehalten hätten. Wenn in einer Stammesgesellschaft die Mitglieder Tänze organisieren, um es in einer von Trockenheit bedrohten Region regnen zu lassen, dann werden sie keinen Niederschlag produzieren. Aber sie werden sich in ihrer Notsituation gegenseitig weiterhelfen und unterstützen und können so einer kollektiven Katastrophe durch ihre Solidarität vorbeugen. Allgemeiner gesagt, so-

ziale Muster können, auch wenn sie auf übermäßig rationale Beobachter irrational wirken, der Verwirklichung gesellschaftlicher Ziele und sozialer Funktionen dienen, selbst wenn die ursprüngliche Absicht nicht erreicht wird.

Oder, um eine verwandte Begrifflichkeit zu verwenden, die ebenfalls von Merton eingeführt wurde: Anstelle nicht erfüllter „manifesten Funktionen“ können Handlungen „latente Funktionen“ erfüllen, auch wenn die Akteure die Konsequenzen ihres Tuns in keiner Weise vorhergesehen haben. Merton geht sogar noch einen Schritt weiter und betont, daß gerade die „latenten Funktionen“ und deren Analyse das eigentliche Gebiet der Soziologie ausmachen, da sie die Aufmerksamkeit auf theoretisch ergiebige Forschungsfelder lenken und soziologische Aufklärung möglich machen.

Seiner eigenen ständigen Mahnung, die „Dysfunktionen“ ebenso stark wie die „Funktionen“ zu berücksichtigen, folgend, beschränkt Merton seine Analyse keineswegs auf jene latenten Funktionen, die für eine Gruppe oder eine bestimmte soziale Einheit nützlich sind, wie es etwa bei den angeführten Regentänzen der Fall ist. Er verweist ebenso auf das „Veblen-Paradox“, so genannt nach einem Werk des Soziologen Thorsten Veblen<sup>4</sup>. Dieser konnte zeigen, daß Menschen, die der Oberschicht angehören oder ihr angehören wollen, teure Güter nicht ihrer Qualität wegen kaufen, sondern eben weil sie teuer sind. Auf diese Weise können die Käufer ihren Statusanspruch gegenüber ihren Mitmenschen aufrechterhalten, und es ist dabei völlig unerheblich, ob sie sich dieser Motivation bewußt sind oder nicht.

Merton betont, daß in der soziologischen Analyse genau zwischen subjektiven Dispositionen und objektiven Konsequenzen unterschieden werden muß. Er hebt hervor, daß die Motive, warum Menschen eine Heirat eingehen, nicht identisch sind mit den sozialen Funktionen von Ehepaaren und Familien. Ebenso wenig kann angenommen werden, daß die Gründe, die die Menschen für ein bestimmtes Verhalten anführen, identisch sind mit den objektiven Konsequenzen dieses Verhaltens. Subjektive Dispositionen mögen sich in einigen Fällen mit objektiven Konsequenzen decken, in anderen Fällen aber werden sie sich stark voneinander unterscheiden. Der soziologische Beobachter muß darauf hinweisen, wie stark diese Divergenz sein kann. Handelnde können

mehr oder weniger Geschichte machen, aber sie gestalten diese nicht in beliebiger Weise. Und so muß gerade der soziologische Analytiker die emanzipatorische Aufgabe erfüllen, auf die möglichen negativen Konsequenzen guter Absichten hinzuweisen. In dieser Hinsicht, wie in manch anderer, folgt Merton der Tradition der Aufklärung.

Europäische Interpreten neigen gelegentlich dazu, dem Mertonschen Werk seine Bedeutung abzusprechen, indem sie ihn als wesentlich amerikanischen Denker hinstellen. Obwohl er mit den meisten europäischen Konzepten der Soziologie vertraut sei, basierten seine Arbeiten allein auf amerikanischen Daten und Theorien. So wurde auch behauptet, seine Beiträge zur Theorie der Anomie seien im Grunde auf den amerikanischen Glauben an die Dominanz des Erfolgsstrebens zurückzuführen. Nichts ist falscher als das. Zwar stimmt es, daß sich Mertons Denken im amerikanischen Kontext entwickelte, aber mehr als jeder andere in den USA geborene Sozialwissenschaftler war Merton stets darauf bedacht, die Kontinuität der soziologischen Tradition zu bewahren und auf dem vorhandenen soziologischen Wissen aufzubauen, gleichgültig, aus welchem nationalen Kontext es stammte.

Schon Mertons erste größere Arbeit, seine Dissertation an der *Harvard University* mit dem Titel *Science, Technology, and Society in Seventeenth Century England* (Merton 1938), zeigt, wie er sich das europäische Erbe zunutze zu machen wußte. Selbstverständlich verdankt diese Arbeit einiges den Anregungen seiner akademischen Lehrer in Harvard, doch schon eine oberflächliche Lektüre zeigt, daß sie gleichermaßen Max Weber, Ernst Troeltsch und Robert H. Tawney verpflichtet ist. Um die puritanischen Wurzeln des britischen wissenschaftlichen Denkens zu erhellen, greift Merton sogar noch weiter aus und bezieht die marxistische Tradition und besonders die Arbeiten des sowjetischen Gelehrten Boris Hessen ein.

Wieviel Mertons Analyse der Anomie, aber auch andere seiner Arbeiten Durkheim verdanken, wurde bereits angesprochen. Auch wenn er Durkheims konservative Grundüberzeugung nicht teilte, so ist doch ganz offensichtlich, daß Merton seine strukturelle Sichtweise anhand einer genauen und immer wieder aufgenommenen Lektüre des französischen Klassikers entwickelt hat.

Was die funktionale Analyse anbelangt, so ist deutlich, daß Mertons Denken während der Zeit in Harvard und in geringerem Maße auch danach zutiefst von Talcott Parsons beeinflusst war. Genauso offensichtlich ist auch der Einfluß der Ethnologen Bronislaw Malinowski und Alfred R. Radcliffe-Brown, ungeachtet Mertons kritischer Position den britischen Funktionalisten gegenüber. Zwar lehnte er ihren globalen Funktionalismus ab, doch erwies er ihnen die Huldigung einer kritischen Analyse, vor allem in seinem Essay *Paradigm of Functional Analysis in Sociology* (Merton 1949, S. 39–42). Diese bedeutende Arbeit zielt nicht darauf ab, seine Vorgänger herabzumindern, sondern will die funktionale Analyse auf eine stabilere Grundlage stellen. Indem Merton sich ihre Einsichten aneignete, war er imstande, diese nicht nur zu korrigieren, sondern sie auch zu erweitern, etwa durch die Unterscheidung von latenten und manifesten Funktionen oder durch die Betonung der Existenz funktionaler Alternativen.

Soziologische Theorie, so wie Merton sie begreift, ist gleichermaßen abzugrenzen von den ehrgeizigen, großtheoretischen Entwürfen der früheren europäischen und amerikanischen Soziologie wie von jenen detailfreudigen Projekten, die überhaupt keine Verallgemeinerung anstreben. Weder macht sich Merton auf die allzu ehrgeizige Suche nach dem allumfassenden Wissen über die Gesellschaft, noch unterwirft er sich dem übertrieben anspruchlosen Verdikt, man dürfe allein den empirischen Fakten folgen. Er postuliert die Notwendigkeit von „Theorien mittlerer Reichweite“, die nicht auf ein globales Verständnis aller menschlichen Verhältnisse angelegt sind, sondern sich damit bescheiden, abgegrenzte Aspekte empirischer sozialer Phänomene zu erfassen. So formuliert er eine Theorie der Bezugsgruppen wie eine Theorie sozialer Mobilität, Theorien des Rollenkonflikts wie Theorien der sozialen Integration. Wie jede Theorie schließt eine Theorie mittlerer Reichweite die Abstraktion von empirischer Beobachtung ein, doch Mertons Abstraktionen sind so konkret, so nahe an den Daten, daß der Soziologe mit ihrer Hilfe abgegrenzte Aspekte sozialer Phänomene erhellen kann. „Man spricht von einer Theorie der Bezugsgruppe, von sozialer Mobilität, ebenso wie man von einer Theorie des Preises spricht, von einer Bakterien-Theorie der Krankheit oder einer kinetischen Theorie der Gase“ (Merton 1949, S. 41).

Mertons Erklärungsschemata, wie er sie in seinen Theorien mittlerer Reichweite entwickelt hat, verweisen stets auf die sozialen Strukturen, in welche die sozialen Akteure eingebettet sind. Zwar werden die Handelnden nicht als bloße Marionetten wahrgenommen, die am Faden der Gesellschaft hängen, aber ihr Handeln stimmt mit der Position überein, die sie innerhalb ihrer strukturellen Umgebung einnehmen. Akteure handeln in Relation zu ihren jeweiligen Wahlmöglichkeiten und ihren Motiven, doch die Bandbreite ihrer Wahlmöglichkeiten variiert mit der strukturellen Position, in der sie sich befinden. Menschen, die sich auf verschiedenen Stufen der sozialen Pyramide wiederfinden, werden unterschiedlichen Lebenswegen folgen, selbst wenn sie gleichermaßen vom Streben nach Erfolg motiviert sind. Psychologen mögen Ähnlichkeiten zwischen den psychischen Strukturen eines Ghetto-Kindes und denen eines Eliteinternatsschülers finden, doch dessenungeachtet werden sich die Lebenswege dieser beiden Kinder mit großer Wahrscheinlichkeit stark voneinander unterscheiden. Im Zentrum aller Schemata Mertons stehen immer die sozialstrukturellen Grundmerkmale, die das soziale Handeln prägen. Dennoch vermeidet er jeglichen strikten strukturellen Determinismus, indem er durchweg den vorhandenen Spielraum jeder Handlung betont, der auch strukturelle Veränderungen zulässt.

Während sich die zentralen Merkmale beispielsweise der allgemeinen soziologischen Theorie von Durkheim schnell skizzieren lassen, ist es unmöglich, das Mertonsche Werk auf ähnlich begrenztem Raum darzustellen. Seine Stärke sind die vielen detaillierten Theorien mittlerer Reichweite, die er während seines Forscherlebens entwickelt hat. Es sind die Details, die sein Werk auszeichnen und ihm seinen Wert verleihen.

In den unmittelbaren Nachkriegsjahren war Mertons Einfluß innerhalb der soziologischen Theorie weitreichend und tiefgreifend. Erst in den 1980er und 1990er Jahren ging er ein wenig zurück. Doch nach meiner Überzeugung ist diese Schwäche eine vorübergehende. Da auch kommende Generationen von Soziologinnen und Soziologen sich unweigerlich mit den Konsequenzen und Problemen individueller und allgemein gesellschaftlicher Interaktion und Interpenetration werden auseinandersetzen müssen, werden sie sich auch wieder mit den Arbeiten von Merton befassen. Vielleicht wird uns eines Tages jemand eine Theorie

mittlerer Reichweite präsentieren, die den Einfluß Mertons auf die Soziologie der USA wie auf die der ganzen Welt nachzeichnet.

Merton starb am 23. Februar 2003 in New York an den Folgen einer Krebserkrankung. Sein Tod beendete jedoch nicht das Erscheinen von Werken aus seiner Werkstatt. Innerhalb von Jahresfrist erschien eine Studie, zu deren Veröffentlichung er sich in früheren Jahren nicht durchringen konnte. Sehr aufmerksame Leser seiner Werke stoßen in den stets opulenten und gelehrten Fußnoten mehrfach auf Zitate unveröffentlichter Manuskripte, was Anlaß zur Annahme gibt, daß noch mit weiteren Veröffentlichungen zu rechnen sein wird.

Die *Annual Review of Sociology* hatte während der 1980er Jahre einige Jahre lang bekannte (amerikanische) Soziologen eingeladen, autobiographische Texte zu verfassen, und während alle anderen sich mehr oder weniger streng an die Vorgaben hielten, lehnte Merton es ab, nur über sich zu schreiben. Er offerierte den Herausgebern statt dessen eine Liste von 45 Themen, über die er laufend Aufzeichnungen führe. Die drei in *From a sociologist's notebook* (Merton 1987) zum Abdruck gelangten Fragmente enthalten genügend persönliche Reflexionen und Erinnerungen und paßten damit in das von der *Annual Review* vorgegebene Format; am Ende dieses Beitrags findet man die Liste aller Themen. Einige der dort erwähnten Titel korrespondieren mit Texten, die Merton an entlegener Stelle oder nur in Teilen veröffentlicht hatte, andere Themen wurden von ihm in umfangreicheren Abhandlungen schon einmal erörtert und scheinen ihn weiterhin beschäftigt zu haben, einige wenige sind in den letzten dreizehn Lebensjahren Mertons erschienen. Einen der dort angeführten Titel gab Merton noch zu Lebzeiten für die Veröffentlichung frei: Gemeinsam mit Elinor Barber schrieb er in den 1950er Jahren *The Travels and Adventures of Serendipity*. Die Monographie erschien zuerst in italienischer Übersetzung und kam danach auf Englisch heraus (Merton/Barber 2004). Der Untertitel informiert genauer, worum es in dieser Untersuchung geht: *A Study in Sociological Semantics and the Sociology of Science*.

*Serendipity* ist dank Merton seit längerem ein soziologischer Begriff. Er findet sich in seinem Werk erstmals 1945 und dann in den verschiedenen Ausgaben von *Social Theory and Social Struc-*



ture (Merton 1949; 1957; 1968) wie auch in anderen seiner Arbeiten. In TAS – Merton war ein Liebhaber von Abkürzungen und zitierte seine eigenen Werke gerne in Form von Akronymen – untersuchen Merton und Barber die verschlungenen Wege dieses Neologismus und die theoretischen Implikationen, die „serendipity“ als soziologischer Begriff besitzt. In mehr als einer Hinsicht ähnelt TAS Mertons „verschwenderischem Lieblingswerk“ (Merton/Barber 2004, S. 233), *On the Shoulders of Giants* (OTSOG), das er während der Weihnachtsferien 1957/58 als Brief zu Papier brachte. Während OTSOG, das zuerst (aber auch erst) 1965 dank des Insistierens einer Lektorin im Druck erschien, eine von Laurence Sternes Tristram Shandy inspirierte Spurensuche nach den Wurzeln des Newton zugeschriebenen Ausspruchs ist, kommt das etwa zur gleichen Zeit geschriebene TAS formal in etwas strengerer Form einher. Merton nennt es im ausführlichen Nachwort zur nunmehrigen Ausgabe eine Abhandlung über die „diffusion and reconceptualization“ (Merton/Barber 2004, S. 230) des von Horace Walpole 1754 in einem Brief formulierten Neologismus, der den Titel eines, seiner Ansicht nach „dummen Märchens“ über „Drei Prinzen von Serendip“ aufgriff (Serendip ist der antike Name für Sri Lanka). Das Märchen schildert die Zufall und Scharfsinn geschuldeten Entdeckungen seiner Helden. Das neue Wort für „accidental sagacity“ soll jene Entdeckungen bezeichnen, nach denen man gar nicht gesucht habe. Merton stieß bei seiner regelmäßigen Lektüre des *Oxford English Dictionary* zufällig auf serendipity, was ihn im Nachwort (Merton/Barber 2004) veranlaßt, das als einen Fall von „self-exemplifying encounter“ aufzufassen. Sich selbst erklärende Ideen ist eines der 45 Themen, an denen zu arbeiten Merton im Jahr 1987 bekannt machte.

Diese wenigen Hinweise machen bereits klar, daß der Merton von TAS ein etwas anderer Autor ist als der Verfasser der im deutschen Sprachraum bekannteren seiner soziologischen Werke. Mit sichtlichem Vergnügen an den Wegen und Umwegen, die Ideen und Semantiken nehmen können, schildert TAS in seiner ersten Hälfte das erstmalige Auftauchen des Wortes serendipity, dessen anschließendes Verschwinden von der sichtbaren Oberfläche der im Druck erschienenen Bezugnahmen und sein Weiterleben in Form mündlicher Veröffentlichung – nebenbei, ein weiteres von Merton an mehreren Stellen seines Œuvres behandeltes Phänomen.

Soziologischer im herkömmlichen Sinn sind jene Teile, in denen Merton und Barber sich mit unterschiedlichen Medien der Tradierung von Semantiken befassen. Wörterbücher und andere Nachschlagewerke sind Institutionen der Konservierung, Weitergabe aber auch der Modifikation von Bedeutungen. Am Beispiel von serendipity wird gezeigt, welche stillschweigenden Wandlungen und manifesten Irrtümer auftreten können. Im Nachwort liefert Merton weitere Belege, die nicht nur ein Licht auf die wechselseitige Bezugnahme von Wörterbüchern, einschließlich der Tradierung einmal eingeschlichener Fehler, werfen – was einen veranlassen könnte, von Plagiat zu sprechen, womit ein weiteres Arbeitsfeld von Merton angesprochen wäre. Wörterbücher unterlassen es gelegentlich, Bedeutungsverschiebungen zu dokumentieren oder ergreifen einseitig Partei für eine von mehreren möglichen Deutungen: Serendipity kann sowohl die Fähigkeit des beiläufig scharfsinnigen Entdeckers, also ein psychologisches Phänomen, meinen, wie auch die komplexere Bedeutung bezeichnen, wonach es sich dabei um ein „fact, instance, occurrence, and phenomenon“ (Merton/Barber 2004, S. 250) handelt. Letzteres ist das originäre Studienobjekt der Soziologie.

Die beiden Autoren widmen ein ganzes Kapitel der differentiellen Affinität verschiedener Berufsgruppen und Statusinhaber für das neue Wort und argumentieren, daß, erst als serendipity in die Hände von Wissenschaftlern fiel, es seine heutige, soziologisch relevante Bedeutung erlangte. Natur- wie Sozialwissenschaftler haben mit serendipity einen Begriff für ein Phänomen zur Hand, das in der Geschichte der Entdeckungen vielfach bemerkt wurde und regelmäßig die Aufmerksamkeit auf sich zog. Von Luigi Galvanis zuckendem Frosch über Wilhelm Röntgens merkwürdig leuchtendem Stück Papier bis zu Alexander Flemings verschmutzter Petrischale reichen die Fälle, die zumeist als Glück, Zufall, Unfall oder sonst wie unscharf gefaßt wurden. Merton versucht nun zu zeigen, daß das neue Kunstwort geeignet sei, größere Klarheit in die Erforschung der Bedingungen überraschender Entdeckungen zu bringen. Mit Blick auf die persönlichen Eigenschaften läßt sich argumentieren, daß der glückliche Zufall nicht jedermann gleich wahrscheinlich zustoßen dürfte; es sei schon einiges Training erforderlich, um dieser Art von Glück zu begegnen. Zumindest bedarf es jener Aufmerksamkeit, die seit

Sigmund Freud als „gleichschwebende“ bezeichnet wird, um der Weisheit auf die Sprünge zu helfen, die schon Walpole vor Augen hatte, da Dinge, nach denen man nicht gesucht habe, in eine ganz andere Kategorie von Entdeckungen fallen, falls sie denn überhaupt Entdeckungen genannt werden dürfen. Entdeckungen von Wissenschaftlern haben es an sich, daß derjenige, der sie machte, zugleich einen Anspruch darauf erhebt, der erste gewesen zu sein, dem dies gelang. Wäre es nun so, daß das Zusammentreffen von Entdecker und Entdecktem bloßem Zufall geschuldet wäre, würde sich der Anspruch des Entdeckers, eine originäre Leistung erbracht zu haben, in Nichts auflösen.

Die Kreuzung verschiedener Forschungsinteressen Mertons – von den nicht-vorhergesehenen Folgen absichtsgeleiteten Handelns, den sozialstrukturellen Gelegenheitsstrukturen, die die differentielle Häufigkeit des Auftretens abweichenden Verhaltens beeinflussen, über die Bedingungen des Auftretens neuer oder mehrfacher wissenschaftlicher Erfindungen und deren Präsentation in Form von geglätteten Berichten des Weges zur Entdeckung bis zum Ethos, dem wissenschaftliche Arbeit verpflichtet sei – ließen seine Begegnung mit dem kaum beachteten Neologismus selbst zu einem „anormalen und strategischen Phänomen“ werden. Anomal insofern, als mit serendipity mehrere, bis dahin als divergent betrachtete Aspekte in einem Begriff zusammengeführt werden können, und strategisch, weil eingehendere Auseinandersetzungen mit diesem Phänomen „Implikationen zulassen, die sich in der verallgemeinerten Theorie niederschlagen [...] Denn um das Allgemeine im Besonderen zu entdecken, bedarf es offensichtlich eines theoretisch sensibilisierten Beobachters“ (Merton 1968, S. 159, dt.: Merton 1995, S. 101).

Eine dieser Folgerungen bezieht sich auf die institutionellen Rahmen. Die Frage sei hier nicht mehr, ob überhaupt beiläufig Entdeckungen gemacht würden, sondern wie Wissenschaft organisiert sein müsse, um ein Maximum an Wissenschaftsfortschritt zu ermöglichen, und welche Rolle dabei serendipity spielen dürfe oder solle. Diejenigen, die den Zufall gering schätzen, plädieren für eine Intensivierung der theoretisch geleiteten Forschung, die systematisch Fortschritte zu erzielen verspricht, während die Freunde des Glücks in der Forschung es als günstiger erachten, fröhlich herumzuszchnüffeln, um vielleicht einen Haupttreffer zu

landen. Es bedarf nicht vieler Worte, um zu sehen, daß je nachdem welche dieser Optionen präferiert wird, divergente Folgen in bezug auf die Forschungsorganisation gezogen werden – und das auf allen Ebenen, von der staatlichen Forschungsförderung bis zur Ausgestaltung der Vorgesetzten-Rolle auf Seiten von Forschungsprojektleitern.

Merton zu referieren ist keine leichte Aufgabe, da seine Texte geradezu überquellen von Einsichten, Bezügen auf andere Autoren und Hinweisen darauf, wo man weiterarbeiten könne. Seine selbst bekundete Vorliebe für den Essay mag auch damit zusammenhängen, daß ihn diese Textsorte zur Sparsamkeit des Mitgeteilten und Mitteilenswerten nötigt. Mit den anderen großen Essayisten unter den Soziologen, Georg Simmel, Everett C. Hughes und Erving Goffman, teilt er das Schicksal, daß Sekundärdarstellungen nie an die Eleganz und Reichhaltigkeit des Originals heranreichen (können). Die Rezeption Mertons hat in der deutschsprachigen Soziologie darunter besonders gelitten. Er wird üblicherweise in einem Atemzug mit Talcott Parsons genannt, und soweit auf seine anderen Beiträge verwiesen wird, wird sein Werk stark verkürzt referiert, wozu auch beigetragen haben mag, daß ein einziges Buch zur Gänze übersetzt vorliegt (Merton 1965).

Eine Charakterisierung des Forschungsstils Mertons müßte zumindest folgende Etappen hervorheben: Merton analysiert eingehend wie sonst nur Historiker oder Paläontologen das jeweils zu untersuchende Phänomen zuerst in einer von theoretischen Annahmen freien Weise, er nennt die Vorgangsweise „establishing the phenomenon“. Wo Texte die Ausgangsbasis bilden, setzt er sich akribisch mit deren Lesarten auseinander, was ihm dank seiner intimen Vertrautheit mit mehreren Sprachen zumeist im Original möglich ist. Daran anschließend unternimmt Merton es, das Nicht-Wissen zu spezifizieren („specified ignorance“), wozu es seiner Ansicht nach nötig ist, über ein „newly informed theoretical eye“ zu verfügen, „to detect long obscured pockets of ignorance as a prelude to newly focussed inquiry“ (Merton 1987, S. 8). Bei der Auseinandersetzung mit dem akkumulierten Wissen läßt sich Merton von einer Einsicht Kenneth Burkes leiten, die er gelegentlich als Burke-Theorem bezeichnet hat: „A way of seeing is also a way of not seeing – a focus upon object A involves a neglect of object B“ (Burke 1935, zit. in Merton 1987, S. 9). Der virtuose



Umgang mit Begriffen, den von diesen nahegelegten Ambivalenzen und korrespondierenden Gegenbegriffen, den Folgerungsmengen und dem Wandel von Semantiken resultiert dann in begrifflichen (Neu)Kodifikationen und der Skizzierung von Paradigmen (ein Begriff, den Merton lang vor Thomas S. Kuhn und mit etwas anderer Konnotation eingeführt hat, „to refer to exemplars of codified basic and often tacit assumptions, problem sets, key concepts, logic of procedure, and selectively accumulated knowledge that guide inquiry in all scientific fields“, Merton/Barber 2004, S. 267). Schließlich geht es Merton um das Auffinden von „strategic research material“, entweder verstanden als Raum („site“) oder als Ereignisse („events“). Als Illustration einer „strategic research site“ dient Merton die Fruchtfliege, da diese aufgrund der großen Zahl, einfachen Haltung und kurzen Lebensdauer besonders gut geeignet sei, um genetische Untersuchungen durchzuführen. Daß Karl Marx das England seiner Zeit als „Hauptillustration (s)einer theoretischen Entwicklung“ diene, erwähnt Merton als eines der frühesten sozialwissenschaftlichen Beispiele eines Untersuchungsgegenstandes, der zugleich „strategic research site“ und „event“ ist.

An die Seite der Schilderung des Forschungsstils Mertons muß mit gleichem Recht eine gesetzt werden, die versucht, seine Sicht auf den Objektbereich der Soziologie zu charakterisieren. Mehrere Interpreten haben darauf hingewiesen, daß Merton sich in den meisten seiner Arbeiten einer ironischen Perspektive befleißigt. Ironie kann nun entweder in den Strukturen selbst aufgewiesen werden oder die analytische Haltung bezeichnen. Merton bedient sich beider Varianten. Er wird nicht müde darauf aufmerksam zu machen, daß das soziale Leben von Paradoxien und Widersprüchen gekennzeichnet sei; seine erste bahnbrechende Veröffentlichung *The unanticipated consequences of purposive social action* (Merton 1936) ist ganz diesem Thema gewidmet; in TAS und in einem Nachwort zu einer zuerst in einem italienischen Verlag erschienenen Festschrift führt er diesen Gedanken weiter aus (Mongardini/Tabboni 1998). Merton sprach sich wiederholt für eine ironische Haltung aus, die der Soziologe selbst einnehmen solle oder wenigstens könne, um die Beschränkungen der von ihm bevorzugten Perspektive zu brechen. In einem Beitrag, mit dem er seinen theoretischen Zugang zu kodifizieren versuchte,

findet sich das augenzwinkernd so formuliert: „Many ideas in structural analysis and symbolic interactionism, for example, are opposed to one another in about the same sense as ham is opposed to eggs: they are perceptibly different but mutually enriching“ (Merton 1975, S. 31).

Um Mertons Bedeutung für die Soziologie insgesamt zu charakterisieren, muß man in Rechnung stellen, daß es auch in diesem Fall starke nationalkulturelle Unterschiede in der Rezeption gibt. Der „deutsche“ Merton ist ein um viele Facetten ärmerer Soziologe als das amerikanische Original. Die höchst selektive Übersetzung seines Werks wurde schon erwähnt, andere Indikatoren könnten leicht ergänzt werden, um das Urteil zu stützen, Merton sei in der deutschen Soziologie überraschend unvollständig rezipiert worden. Geht man von der Annahme aus, daß Mertons Werk in den USA auch in Zukunft Aufmerksamkeit finden wird – was durch zu erwartende Veröffentlichungen aus dem Nachlaß gefördert werden dürfte –, erscheint es als sinnvoll, sich bei der Analyse der Gründe und Ursachen seiner Prominenz auf sein Heimatland zu beschränken, eine nachholende deutschsprachige Rezeption ist dabei ja nicht ausgeschlossen.

Die intensivste Wirkung erzielte Merton auf dem Weg, den er selbst „obliteration by incorporation“ getauft hat. Dabei finden Einsichten, Ideen, Begriffe und Theorien in den anerkannten Korpus einer Disziplin (und gelegentlich darüber hinaus auch in die allgemeine Kultur) Eingang, ohne daß des Urhebers gedacht wird oder er auch nur erinnert zu werden pflegt. Auch in diesem Fall ist Mertons Wirkung „self-exemplifying“. Kaum jemandem, der heute Ausdrücke wie „role model“, „dysfunctional“, „self fulfilling prophecy“, „focus group“ – um nur jene anzuführen, die die weiteste Verbreitung gefunden haben (vgl. dazu Merton/Wolfe 1995) – verwendet, wird bewußt sein, wer diese Ausdrücke zuerst geprägt hat. Das gilt wohl auch für jene Begriffe, deren Verbreitung auf die Soziologie und benachbarte Disziplinen beschränkt ist, wie „Matthäus-Effekt“, „manifeste“ und „latente Funktion“, „opportunity structure“, „role set“, „status set“, „unintended consequences“, „locals“ und „cosmopolitans“, „socially expected durations“, etc. Die soziologisch, vor allem wissenssoziologisch interessante Frage, auf Grund welcher Bedingungen die Mertonschen Wort-Schöpfungen in derart großer Zahl

in das Vokabular der Sozialwissenschaften und der gehobenen Alltagssprache gelangten, ist weniger leicht zu beantworten. Ein naheliegender Übermittlungsweg wurde von Merton jedenfalls nicht benutzt. Wie kaum ein anderer Soziologe beschränkte Merton seinen Aktionsradius auf die akademische Welt. Weder hielt er Vorträge vor Laienpublikum noch schrieb er regelmäßig für Tageszeitungen oder andere Organe der öffentlichen Meinungsbildung. Zudem versuchte er ziemlich konsequent zu verhindern, daß er zu einer öffentlichen Person wurde – Zeitungsartikel und andere Porträts über ihn verbat er sich weitgehend. Dabei war Merton keineswegs ein ausschließlich auf sich selbst und seine Arbeit zurückgezogener, weltabgewandter Bewohner des sprichwörtlichen Elfenbeinturms, im Gegenteil: Er ist als jemand bekannt, der mehr als zweihundert Bücher anderer im Manuskript akribisch lektorierte und kommentierte, er unterhielt bis zuletzt ein Netzwerk von Korrespondenzen, zuerst in Form von Telegramm und Briefen, später dann mittels Fax, und nach Erfindung der elektronischen Kommunikation bediente er sich auch dieses Mediums mit Hingabe und ohne Unterschied, wer ihn um Rat bat oder nach Auskunft fragte. Das und der Umstand, daß er während seines langen Wirkens an der *Columbia University* eine viele Dutzende umfassende Schülerschaft unterrichtete, die heute über die ganze Welt verstreut an erstrangigen und peripheren Universitäten tätig ist, hat ebenso wie seine „gate-opener“ Rolle als langjähriger externer Herausgeber, Berater der *Guggenheim Foundation*, des *Centers for Advanced Study* in Palo Alto und als *Scholar in Residence* der *Russell Sage Foundation*, um nur die wichtigsten zu nennen, dazu beigetragen, daß es viele „Mertonians“ gibt, die keinen Grund haben, an ihrem Lehrer und Förderer posthum Vaternord zu üben. Das Gegenteil ist wahrscheinlicher, und in dem Grad, in dem nachkommende Generationen mit seinem Werk und dessen Anregungspotential vertraut gemacht werden, wird man annehmen dürfen, daß Merton auch in der Soziologie des 21. Jahrhunderts einen gewichtigen Platz einnehmen wird. Seine eigenen, in den letzten drei Jahrzehnten veröffentlichten Beiträge mit stark autobiographischem Einschlag werden als Augenzeugenberichte über die Geschichte der Soziologie des vergangenen Jahrhunderts dazu vielleicht rascher beitragen als seine aufmerksame Lektüre erfordernden theoretischen Beiträge.

Prominente Mitglieder einer wissenschaftlichen Disziplin werden von Jüngeren gelegentlich dazu benutzt, um sich durch forcierte Kritik selbst einen Namen zu machen – in Mertons Terminologie würde man sagen, daß die Kritiker versuchen, den „Matthäus-Effekt“ für sich zu instrumentalisieren. So diente Merton einer jüngeren Generation von Wissenschaftssoziologen über Jahrzehnte hinweg als Reibebaum. Nach dem Tod eines großen Autors kommen derartige karrierestrategische Auseinandersetzungen meist rasch zum Erliegen. Das Weiterleben eines Autors hängt dann vor allem ab von dem in seinem Werk enthaltenen Anregungspotential. Sekundärliterarische Aufbereitungen wie das vorliegende Unternehmen spielen dabei eine durchaus ambivalente Rolle, ersetzen sie doch allzuoft die Lektüre des Originals. Was von Klassikern dann tradiert wird, sind einige wenige Schlagworte und krude Varianten ihrer Erklärungen und Theoriemodelle. Vielleicht hat ein Autor, den man kaum in wenigen Worten auf den Begriff bringen kann, sogar eine größere Chance nachzuwirken als jene, deren Werk zu Recht in wenigen Sätzen resümiert werden kann.

Über all dem Gesagten sollte man nicht vergessen, daß Mertons Karriere selbst, von seinen Anfängen als Kind osteuropäischer Einwanderer im jüdischen Slum Philadelphias bis zum Höhepunkt der öffentlichen Anerkennung, als er 1994 als erster Soziologe vom US-Präsidenten die *National Medal of Science* (und nicht jene für *Humanities*) verliehen bekam, sozialstrukturell unwahrscheinlich war. Mertons Großzügigkeit und Hilfsbereitschaft anderen gegenüber kann man auch in Kategorien des Gabentausches verstehen. Seine Freundschaft mit dem Wiener Bürgersohn Paul Lazarsfeld, den die Zeitläufte nach New York verschlagen hatten und der sich dort sein Leben lang als Außenseiter sah, charakterisierte Merton als „improbable collaboration“ eines „odd couples“ (Merton 1998). Die beiden Häupter der über lange Jahre die amerikanische Soziologie dominierenden *Columbia School of Sociology* setzten sich mit den sozialen Bedingungen, die Freundschaften begründen, wohl auch auseinander, weil ihnen ihr eigener Fall zu denken gab (Lazarsfeld/Merton). Ein komplexer Rollen-Set kann bei jenen, die sich der Ungewöhnlichkeit derartiger Konstellation bewußt sind und die die Aufgabe der Soziologie nicht darin sehen, losgelöst von lebensweltlichen Verstrickungen

an Theorien zu basteln, manche Reflexion auslösen. Es wäre nicht Merton, hätte er nicht selbst mehrfach darauf hingewiesen, daß es dem „wealth of public resources“ und dem Umstand zu danken war, von „dedicated librarians“ der *Public Library* in Philadelphia „adoptiert“ worden zu sein (Merton 1994), was ihm den Weg erst ebnete, den er selbstbewußt und ingenios ging. In einer Zeit weltweit zunehmender Migration mag es durchaus auch im Sinne Mertons sein, daran zu erinnern, daß die moralische Qualität einer Gesellschaft auch davon abhängt, welche Chancen sie den in ihr Benachteiligten einräumt.

## Literatur

### 1. Werke (Auswahl)

- Merton, R. K.: Durkheim's Division of Labor in Society, in: *American Journal of Sociology* 40 (1934), 319–328.
- Merton, R. K.: The Unanticipated Consequences of Purposive Social Action, in: *American Sociological Review* 1 (1936), 894–904 (dt. in: Dreitzel, H. P. (Hg.): *Sozialer Wandel*, Berlin 1967, 169–183).
- Merton, R. K./Sorokin, P.: Social Time: A Methodological and Functional Analysis, in: *American Journal of Sociology* 42 (1937), 615–629.
- Merton, R. K.: Science, Technology, and Society in Seventeenth Century England, Brügge 1938, wiederabgedruckt New York 1970/1993.
- Merton, R. K.: Social Theory and Social Structure: Toward the Codification of Theory and Research, Glencoe/Illinois 1949.
- Lazarsfeld, P. F./Merton, R. K.: 1954. Friendship as a Social Process: A Substantive and Methodological Analysis, in: Berger, M./Abel, Th./Page, Ch. (Hg.): *Freedom and Control in Modern Society*, New York 1954, 18–66.
- Merton, R. K.: Social Theory and Social Structure, 2nd, revised and enlarged ed. Glencoe/ Illinois 1957.
- Merton, R. K.: On the Shoulders of Giants: A Shandean Postscript, New York 1965. (dt.: Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit, Frankfurt am Main 1983).
- Merton, R. K.: Social Theory and Social Structure, Enlarged ed. New York 1968.
- Merton, R. K.: Three Fragments from a Sociologist's Notebooks: Establishing the Phenomenon, Specified Ignorance, and Strategic Research Materials, in: *Annual Review of Sociology* 13 (1987), 1–28.
- Merton, R. K.: A Life of Learning, New York 1994. (gekürzt wiederabgedruckt in: Merton, R. K.: *On Social Structure and Science*, Chicago 1996, 339–359.)
- Merton, R. K.: Soziologische Theorie und soziale Struktur. Hrsg. u. eingel. v. V. Meja und N. Stehr. Berlin 1995.
- Merton, R. K./Wolfe, A.: The Cultural and Social Incorporation of Sociological Knowledge, in: *The American Sociologist* 26/3 (1995), 15–39.
- Merton, R. K.: *On Social Structure and Science*, Chicago 1996.

- Merton, R. K.: Working with Lazarsfeld: Notes and Contexts, in: Lautman, J./Lécuyer, B.-P. (Hrsg.): *Paul Lazarsfeld (1901–1976). La sociologie de Vienne à New York*, Paris 1998a, 163–211.
- Merton, R. K.: Unanticipated consequences and kindred sociological ideas: A personal gloss, in: Mongardini, C./Tabboni, S. (Hrsg.), Robert K. Merton & contemporary sociology, New Brunswick, N.J. 1998b, 295–318.
- Merton, R. K./Barber, E. G.: *The Travels and Adventures of Serendipity: A Study in Historical Semantics and the Sociology of Science*, Princeton 2004.

### 2. Bibliographie und Biographien

Umfassende Informationen, bieten die folgenden beiden Websites:

„50 Klassiker der Soziologie“ des Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich (AGSÖ):  
<http://agso.uni-graz.at/lexikon/klassiker/merton/33bio.htm>  
 Ein Verzeichnis aller Schriften von Merton, zusammengestellt von Elizabeth C. Needham und Maritsa V. Poros, findet sich unter:  
<http://www.garfield.library.upenn.edu/merton/list.html>

### 3. Sekundärliteratur (Monographien)

- Burke, K.: *Permanence and Change*, New York 1935.
- Clark, J. u. a. (Hrsg.): Robert K. Merton: Consensus and Controversy, London 1990.
- Coser, L. A. (Hrsg.): *The Idea of Social Structure: Papers in Honor of Robert K. Merton*, New York 1975.
- Crothers, Ch.: Robert K. Merton, London/New York 1987.
- Gieryn, Th. F. (Hrsg.): *Science and Social Structure: A Festschrift for Robert K. Merton*, New York 1980.
- Mongardini, C./Tabboni, S. (Hrsg.): *L'Opera di Robert K. Merton e la Sociologia Contemporanea*, Genova 1989.
- Sztompka, P.: Robert K. Merton: An Intellectual Profile, New York/London 1986.

### Anmerkungen

- 1 Anmerkung des Herausgebers: Robert K. Merton verstarb am 23. Februar 2003, Lewis A. Coser am 8. Juli 2003. Den zu aktualisierenden Beitrag übertrug ich an Christian Fleck. Der Text von Coser wird unverändert abgedruckt, der Text von Fleck schließt ab Seite 169 an. Die Literaturangaben wurden zusammengeführt.
- 2 Parsons, T., *The Structure of Social Action*, New York 1937.
- 3 Ich erinnere mich, daß ich einmal eine Mahnung der Steuerbehörde über 15 Cents erhielt, die mit 25 Cents frankiert war.
- 4 Veblen, Th., *The Theory of the Leisure Class. An Economic Study of the Evolution of Institutions*, New York 1899. (Dt. Übers.: *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*, Köln 1958).